Das Jüdische Echo

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Jährlich: RM. 8.—, halbjährlich: RM. 4.—, vierteljährlich: RM. 2.—. Einzelnummer 20 Rpf. / Verlag. Auslieferung des „Jüdischen Echos“: München, Plinganserstraße Nr. 64.

INHALT:

Jüdischer Antisemitismus — Eine jüdische Ausstellung in Breslau — Aufruf für Herzl-Denkmal — Die jüdische Volksschule im Urteil der Eltern — Ritualmordmärchen in Bayern — Banditen in der großen Synagoge von Chikago — Aus der jüdischen Welt — Romanbeilage — Feuilleton — Gemeinden- u. Vereins-Echo — Spenden-Ausweis

Anzeigen: Die viergespaltene Millimeter-Zeile: 30 Rpf. / Familien Anzeigen Ermäßigung / Anzeigen-Annahme: Verlag des Jüdischen Echos. München, Plinganserstraße 64 / Telephon 73664/65 Postscheck-Konto: München 3987

Nr. 15 | **München, 12. April 1929** | **16. Jahrgang**

1929 Wochenkalender 5689

	April	Nissan	Bemerkungen
Sonntag	14	4	
Montag	15	5	
Dienstag	16	6	
Mittwoch	17	7	
Donnerstag	18	8	
Freitag	19	9	
Samstag	20	10	מצרע שבת הגדול

Das Jüdische Echo

Nummer 15 12. April 16. Jahrgang

Jüdischer Antisemitismus

Von Stephen Wise
(Nach einem französischen Bericht)

Stephen Wise hielt unlängst eine Predigt, die viel Aufsehen erregte und die uns auch für deutsche Verhältnisse sehr richtig zu sein scheint. Wir veröffentlichen sie im Auszug.

„Warum dieser Antisemitismus? Warum sind gewisse Juden, deren Zahl in Neuyork gar nicht gering ist, in einem solchen Maße der Plattheit und Oberflächlichkeit anheimgefallen?“ Der erste Grund ist ihre Sucht, die Gojim nachzuahmen. Der tiefere Grund ist „die Unsicherheit, die die Juden empfinden“.

„Dieses Gefühl der Unsicherheit verläßt uns nie. Es ist aufs engste verknüpft mit dem jüdischen Leben, sowohl der oberen als auch der unteren Schichten: es ist ein furchtbares Gefühl der Unsicherheit. Das ist der Grund, weshalb gewisse Juden vom ‚Park Avenue‘ anfangen zu zittern, wenn sie an dieses vertrackte, erbärmliche und tragikomische Gefühl der Unsicherheit auch nur denken. Vor diesem Gefühl haben sie großen Respekt. Sehen wir zu, wie sie dazu kamen und welches seine schmerzlichen Folgen sind.

Es gibt in Amerika drei verschiedene Gruppen von Juden: An erster Stelle stehen die Juden, die aus Spanien, Portugal, Holland und Frankreich kamen; sie sind in der Mitte des 17. Jahrhunderts über Südamerika und Mittelamerika nach Nordamerika eingewandert.

In der Zeit der Unabhängigkeitskriege gab es mehrere Tausend Juden in Neuyork, Philadelphia und Newport. Einer von ihnen war während der Revolution Direktor der Universität von Columbia und Feldprediger der Armee.

Zwischen 1835 und 1840 setzte die zweite jüdische Einwanderung nach Amerika ein, diesmal viel umfangreicher. Woher kamen nun diese Juden? Aus Mitteleuropa. Ein Häuflein kam aus Holland, England, Frankreich, aber die meisten kamen aus Deutschland und Österreich; die Mehrzahl stammte aus Süddeutschland, Bayern. Dies war also die zweite Einwanderung von Juden in Amerika, und ich will mich heute der Gerechtigkeit halber mit den deutschen Juden beschäftigen, die in den Jahren 1830, 1840 und 1850 nach den Vereinigten Staaten kamen, und die im weitesten Maße die Entwicklung des jüdischen Lebens in Amerika beeinflußt haben. Ihre Rolle darf nicht unterschätzt werden.

Diese Juden litten unter der Behandlungsweise der portugiesischen Juden ebenso wie die aus Osteuropa eingewanderten Juden in den Jahren 1860 und 1880 unter der Behandlungsweise der deutschen Juden litten. Wenn im Jahre 1830, 1840 und sogar später ein portugiesischer Jude eine deutsche Jüdin heiratete, trauerte seine Familie um ihn wie um einen Toten und daß ‚Schiwah‘ um ihn, denn der portugiesische Jude, dieser semitische Hidalgo, hielt es nicht für standesgemäß, einer einfachen ‚Deutschen‘ seine Hand zum Lebensbund zu geben und sein Leben mit ihr zu teilen. Die portugiesischen Juden nannten übrigens die deutschen Juden nur ‚tedescos‘. Diese Bezeichnung war damals ebenso minderwertig und verachtungswürdig wie heute noch der Name ‚Pollack‘.

Waren nun diese portugiesischen Juden schlechte Juden? Waren sie schlechte Menschen? Waren die deutschen Juden schlechte Menschen? Sind die Ostjuden schlechte Menschen? Kann man noch ein Beispiel der Verachtung finden, wie die der deutschen Juden bezüglich der Ostjuden und die der portugiesischen bezüglich der deutschen Juden? Wenn Menschen sich innerlich unsicher fühlen, haben sie ständig Angst, andere könnten ihre ‚Sicherheit‘ stören. Um ein Beispiel zu geben: ein Jude sagt sich folgendes: ‚Ich bin der einzige Jude, der im Hotel Verplazza wohnt.‘ Tatsächlich ist dieser Jude gar nicht so glücklich darüber, daß er im Hotel Verplazza wohnt, aber er hat Angst, daß, wenn neun andere jüdische Familien sich in diesem Hotel einnisten würden, er hinausgeworfen werden könnte. So hörte ich bisweilen Juden mit einer betonten Gleichgültigkeit erklären: ‚Mein Sohn ist der einzige jüdische Schüler, der die Schule von Saint Trinité besucht‘, oder ‚meine Tochter ist die einzige jüdische Schülerin der Sankt-Annen- oder Sankt-Elisabethen-Schule.‘ Diese Juden sind nicht so borniert und verdorben, daß sie etwa stolz wären auf diese Situation. Aber sie haben ein Gefühl der Unsicherheit, das ihre Moral zerstört, das Gefühl jemandes, der nicht weiß, was ihm der Morgen bringen wird.

Augenblicklich ist der Ku-Klux-Klan niedergeschlagen, und Henri Ford hat seine Beschuldigungen einige Monate, bevor er sein neues Automodell ‚A‘ herausbrachte, zurückgezogen. Aber der Jude weiß, daß bald auch jemand anders Beschuldigungen gegen die Juden erheben wird, daß sie dieser aber, der keine Automobile zu verkaufen hat, nicht zurückziehen wird. Dieser furchtbare Zustand ist die wirkliche Wunde des jüdischen Lebens.

Die portugiesischen Juden verabscheuen in Wirklichkeit nicht die deutschen Juden, die deutschen Juden verabscheuen nicht die Ostjuden, die Ostjuden verabscheuen sich untereinander nicht, aber jede dieser Gruppen ist in ihrer Art und zu ihrer Zeit durch die Ankunft der anderen erschreckt worden. Man hatte Angst, daß diese Ankunft der anderen erschreckt worden. Man hatte Angst, daß diese Ankunft, dieses Hereinströmen großer Massen von Juden ihre Situation noch weniger sicher machen würde, ihre Situation, die ohnehin keineswegs sicher und angenehm war. Anläßlich der schlechten Aufnahme, die die portugiesischen Juden den deutschen Juden bereitet haben, gestatten Sie mir, eine Anekdote zu erzählen, die ich bereits vor zehn Jahren bei der Einweihung einer Neuyorker Synagoge, in der ich Rabbiner war, erzählt habe. Diese Neuyorker

Synagoge ist von portugiesischen Juden errichtet worden, aber nicht für sie selbst, sondern für die deutschen Juden. Die portugiesischen Juden wollten ihre alte und verhältnismäßig elegante Synagoge von Neuankömmlingen frei halten und insbesondere von dieser wachsenden Masse deutscher, englischer und holländischer Juden, die ‚Aschkenasim' waren, und bei dieser Gelegenheit hat einer der ‚portugiesischen Granden' ein Geschenk von 10 000 Dollar zugunsten der deutschen Juden gemacht, damit diese ihre eigene Synagoge haben könnten. Die vorgeschobene Begründung lautete, daß ihre hebräische Aussprache nicht ganz mit der sephardischen oder spaniolischen übereinstimmte.

So wurden die deutschen Juden in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts von den portugiesischen Juden behandelt. Die portugiesischen Juden hatten einfach Angst. Sie sahen die deutschen Juden in großer Zahl hereinströmen, ihre Sprache sagte ihnen nicht sonderlich zu, ebensowenig ihre fremde Mentalität; besondere Unruhe bereitete ihnen die Tatsache, daß fast alle aus Deutschland eingewanderten Juden Hausierer wurden. Und tatsächlich waren fast alle nach Amerika eingewanderten deutschen Juden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Hausierer. Die meisten von ihnen, die Seligmanns, die Lehmanns und die Wormsers haben ihre Laufbahn als Hausierer in den kleinen Dörfern begonnen, wo sie ihr Päckel auf dem Rükken trugen. Das war die anständigste und ehrlichste Art, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber die portugiesischen Juden, die schon eine soziale Stufe wie nie vorher erreicht haben, beunruhigten diese Erscheinungen. Sie sahen, wie diese Hausierer vor ihre Tür kamen — und es waren Juden. Sie, die sich in einer schwer errungenen Position bereits befanden, waren durch diese Invasion der deutschen Juden erschreckt. Trotzdem liebten es die deutschen Juden nicht, mit den Ostjuden in einen Topf geworfen zu werden, die die wahre Hochburg des jüdischen Lebens in Amerika bildeten und die trotz ihrer vielen Fehler einen wertvollen Beitrag zur Entwicklung des jüdischen und amerikanischen Lebens lieferten.

In den Jahren 1870—1880, in dem Augenblick, da die deutschen Juden glaubten, sich dem amerikanischen Lebensprozeß bereits völlig eingegliedert zu haben, ohne daß sie es merkten, wie wenig sie sich in Wirklichkeit dem von ihnen mit beinahe lächerlichem Eifer nachgeahmten Amerikanismus angepaßt hatten, standen sie vor der Tatsache der Einwanderung von Ostjuden, Polen, Russen, Galizianern, Rumänen. Sie bekamen Angst vor dieser neuen jüdischen Invasion, die ihre gesicherte soziale Stellung erschüttern konnte, ihre Stellung, die sie so schwer errungen hatten, und die sie nicht von dem Gefühl der Unsicherheit befreien konnte, wie sie es gern geglaubt hätten.

Ein Grund für die Haltung gewisser jüdischer Unternehmer den jüdischen Angestellten gegenüber ist, daß diese ehrgeizig und unzufrieden und deshalb schwer zu behandeln sind.

Ein anderer Gesichtspunkt ist viel ernster. Man hört nicht gern davon sprechen. Ich glaube den Grund zu kennen, weshalb die Juden ihre jüdischen Brüder nicht gern anstellen: Es ist derselbe Grund, weshalb christliche Häuser Juden nicht einstellen wollen. Warum? Nun, weil die Juden eigenartig und kompliziert sind. Ein Nichtjude tritt in ein Geschäft ein, anfangs verdient er 8 Dollar die Woche. nach Ablauf von drei Jahren kann er 12—15 Dollar verdienen; nach 12 Dienstjahren verdient er 25—30 Dollar, und für den Rest seines Lebens, d. h. also vom 30. oder 35. bis zum 70. oder 80. Lebensjahr, verdient er 40—50 Dollar wöchentlich. Er wohnt im Weichbild der Stadt New-Jersey, hat eine große Familie und läßt seine Kinder die Höhere Volksschule oder ein Gymnasium besuchen. Hier lebt er, rackert sich ab und stirbt, und nach seinem Tode erhält seine Witwe die Beileidsbezeugungen des Chefs des Hauses, in dem der Verstorbene 30 bis 50 Jahre seines Lebens angestellt war.

Dies ist das Los Tausender, die nichts anderes wünschen als die ökonomische Sicherheit, die keinen Mut haben, die nichts riskieren wollen, die mit der bescheidensten Lebensweise zufrieden sind, ohne auch nur daran zu denken — und das ist der springende Punkt — sich nach und nach emporzuarbeiten, Erfolg und Reichtum zu erwerben, wie die Juden. Ich hörte manchen jüdischen Industriellen sagen: ‚Ich kann und will Juden nicht anstellen.' — Warum? — ‚Sie wollen zu unabhängig sein und sind nie zufrieden.' So lautet die Antwort und die Mehrzahl der Juden ist so. Die Juden sind nicht beliebt, weil sie in einem industriellen Unternehmen nicht nur ein Zahn im Rad bleiben wollen, weil sie ruhelos sind, weil sie unzufrieden und ehrgeizig sind, weil sie sich nicht damit zufrieden geben, 30—40 Jahre nur für das nackte Leben zu arbeiten, ohne Hoffnung auf ökonomischen Aufstieg. — Manchmal treiben wir diese Unzufriedenheit zu weit. Ich glaube, viele Juden würden glücklicher sein, wenn sie den Grenzen ihrer Fähigkeiten mehr Rechnung tragen würden, und wenn sie sich mit einer einfacheren Lebensweise begnügen könnten. Viele von uns irren in dieser Hinsicht sehr, denn wir erziehen uns zu einem Leben von Luxus und Verschwen-

dung, die jeder Jude von groß bis klein liebt, aber nur wenige von uns entgehen dem Übel, das ein allzu üppiges Leben zeitigt.

Anderseits wollen Juden ebensowenig wie Christen Juden anstellen, denn wer zieht gern seine eigenen Konkurrenten von morgen groß? Stellen Sie einen nichtjüdischen Verkäufer oder Direktor an, dann können Sie mehr oder weniger ohne Sorge sein. Alle fünf Jahre erhöhen sie sein Gehalt um 5 Dollar die Woche, und der Angestellte ist zufrieden. Ein jüdischer Angestellter spart in demselben Geschäftshaus nach einigen Jahren 1500 Dollar, er leiht sich Geld bei seinen Eltern, erhält genug Bankkredit, um selbst ein Geschäft in Gang zu bringen, das seinem früheren Chef ernstliche Konkurrenz macht. Nun wird der jüdische Arbeitgeber wütend, denn seinem Verkäufer von gestern gelingt es, ein Geschäft aufzuziehen, das oft größer wird als das seinige. Das Unglück ist, daß die jüdischen Angestellten wirklich sehr selbständig sind, daß sie sehr bald dasselbe tun, was ihre Arbeitgeber vor zehn oder zwanzig Jahren getan haben, trotzdem sie keine geborenen Kaufleute sind.

Wenige von Ihnen, liebe jüdische Brüder, werden Angestellte haben, die bei ihrem Lebensstandard bleiben wollen, die nicht von diesem unruhigen Geist und dieser Leidenschaft, vorwärts zu kommen, besessen werden. Und Sie lehnen sie wegen derselben Eigenschaften ab, die es Ihnen ermöglicht haben, emporzukommen, wegen ihres Wunsches, nicht nur ein Rad im Industriegetriebe zu sein.

Es gibt noch einen Punkt, über den ich mit größtem Ernst sprechen muß, denn er ist von größter Wichtigkeit. Manche unter Ihnen, jüdische Unternehmer, lieben die jüdischen Angestellten deshalb nicht, weil sie zu rührig und ehrgeizig sind und weil sie sich organisieren. Nun erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß nicht Sie mit Ihrem Reichtum das amerikanische Leben entscheidend und auf die Dauer bestimmen, sondern eben diese lächerlichen, unzufriedenen, ehrgeizigen, nervösen jüdischen Angestellten. Sie haben nicht immer recht; oft irren sie. Aber Sie, jüdische Unternehmer, können nicht immer einen Druck ausüben, ohne eine Reaktion bei den Unterdrückten zu provozieren. Werden Fehler begangen, so tragen Sie selbst die Schuld daran. Aber bei alledem ist der kleine, laute, ehrgeizige Jude, der immer hoch hinaus will und sein Leben nicht in Monotonie und ökonomischer Abhängigkeit verbringen kann, der wichtigste Faktor in der Entwicklung des amerikanischen Lebens. Sie mögen ihn hassen in dem Augenblick, wo er eine Gehaltserhöhung oder Herabsetzung der Arbeitszeit von Ihnen verlangt, aber man muß sich vergegenwärtigen, auch wenn es im Augenblick wenig angenehm ist, daß die Zukunft Amerikas in der Entwicklung der Wirtschafts-Demokratie liegt, und man muß vor allem die Gleichberechtigung und Freiheit der Menschen achten, wobei die anderen Faktoren wie Besitz und Geschäft nur als Mittel zur Bereicherung des Lebens zu gelten haben.

Ich beschwöre Sie, die Sie Chefs aller Industriezweige sind, mich in dieser wichtigen Frage zu hören und nicht die Kontrolle in Ihren Bureaus einigen Subalternen zu überlassen. Viel Unheil ist durch die Angestellten zweiten und dritten Grades angerichtet worden, die Sie dem Personal gegenüber vertreten. Diese Subalternen haben nur ihr eigenes Interesse im Auge und entlassen, wo es nur geht, die jüdischen Angestellten, Sekretäre und Buchhalter. Die Unfähigen können Sie aus Ihren Bureaus und Betrieben entlassen, aber entfernen Sie nicht die Fähigen und Qualifizierten, seien es Juden oder Christen. Es wäre falsch und unsinnig, Ihnen zu empfehlen, keine Nichtjuden anzustellen, so wie viele Nichtjuden Juden boykottieren. Ich habe das Recht, mich an Sie, meine jüdischen Brüder, zu wenden und zu sagen: Prüfen Sie Ihr eigenes Herz, und wenn Sie entdecken, daß dieses Vorurteil von Ihrem Geist Besitz ergreift, so befreien Sie sich davon. Merken Sie nicht, daß der jüdische Antisemitismus eine vollkommene Rechtfertigung des nichtjüdischen Antisemitismus ist? Wenn wir unseren Brüdern gegenüber keine Toleranz aufbringen können, weil wir an verschiedenen Ufern des Rheines oder der Donau geboren wurden, was sollen erst die Nichtjuden sagen und tun?

Seien Sie ehrlich und achtungsvoll gegen Ihre Glaubensgenossen. Denken Sie an sie, wenn Sie diesem extremen ‚Goismus‘ bei sich Einlaß gewähren, dieser feigen Angst vor der Unsicherheit, vor dem Aufstieg Ihrer jüdischen Brüder. Sie begehen da Dinge, die des Judentums nicht würdig sind, wenn Sie Juden aus Ihrer Nähe entfernen, weil Sie sie für geringer halten und indem Sie sich von Menschen absondern, die wertvoll und jüdisch sind.“

Eine jüdische Ausstellung in Breslau

Der im März 1929 gegründete Verein „Jüdisches Museum E. V.“ in Breslau ist nach kurzer, aber rühriger Tätigkeit mit einer Ausstellung vor die Öffentlichkeit getreten, die den Titel führte: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“. Die Zusammenstellung sowie den vorzüglichen Katalog besorgte Herr Prof. Dr. Erwin Hintze, Direktor des Breslauer Schloßmuseums, unter Mitwirkung jüdischer Sachverständiger.

Im Lichthof des Breslauer Kunstgewerbemuseums und in drei weiteren Räumen sind im ganzen 576 Gegenstände zur Schau gestellt worden, die für die älteren Zeiten vorzugsweise durch urkundliches Material und einige in Abguß und Abbildung wiedergegebene Grabsteine die Geschichte der schlesischen Judenheit seit 1050 illustrieren. Daneben bildeten einen anregenden Schmuck dieser historischen Abteilung Bildnisse von Persönlichkeiten, die innerhalb des Judentums oder für dasselbe von Bedeutung waren. Seine

charakteristische Note erhielt dieser Raum durch den Almenor der Synagoge der alten Judengemeinde Zülz. Er ist ein schmuckloser, aber deshalb doch würdig wirkender Holzaufbau aus dem Ende des 18. Jahrhunderts; künstlerisch bedeutungsvoller erscheint — nach einer getreuen Kopie zu schließen — der Aron-ha-Kodesch dieses Gotteshauses. Diese Nachbildung diente in der Ausstellung zur würdigen Aufbewahrung von silbernem Thoraschmuck und anderem zu religiösem Gebrauch dienenden Gerät. Es war gelungen, aus verschiedenen Synagogen eine große Anzahl von K'le Kodesch zusammenzubringen. Unterstützt war diese kunstgeschichtlich hochinteressante Zusammenstellung durch zahlreiche Geräte häuslicher religiöser Übung aus Privatbesitz, die die Erfüllung des Lebens mit jüdischen Inhalten trefflich dokumentierten. Als Wandschmuck wurden Thoravorhänge unterschiedlicher Qualität und Gestaltung verwendet. Daß in einer solchen Ausstellung allgemein kulturgeschichtlichen Charakters das jüdische Buchwesen nicht fehlen durfte, miniaturengeschmückte Handschriften sowohl als auch Drucke, ist selbstverständlich. Es darf gesagt werden, daß die Ausstellung auch über den Kreis der engeren Interessenten durch ihre geschickte Anordnung Verständnis zu erwecken berufen war und auch in jeder Hinsicht alle auf sie gesetzten Erwartungen erfüllte.

Gelegentlich dieser Ausstellung hat der veranstaltende Verein zu einer Tagung von jüdischen Musealfachleuten und Interessenten eingeladen, die von Berlin, Eisenstadt, Frankfurt a. M., Kassel, Mainz, München, Prag, Warschau und Wien beschickt worden ist. Nach Besichtigung der Ausstellung hielt — vor einem weiteren Kreise von Geladenen — Herr Dr. Rudolf Hallo (Kassel) einen aufschlußreichen Vortrag über „Jüdische Handwerker und jüdische Künstler". Später führte eine Aussprache zu engerer Fühlungnahme der auf jüdisch-kunstwissenschaftlichem Gebiete Tätigen und zunächst zur Gründung einer „Arbeitsgemeinschaft für Sammlungen jüdischer Kunst und Altertümer". Zum Vorort der neuen Vereinigung wurde für dieses Jahr Breslau bestimmt.

Es ist zu hoffen, daß die angebahnte Zusammenarbeit der bisher auf verstreute Mitteilungen Angewiesenen dem Gebiete zugute kommt, das in steigendem Maße an vielen Orten Beachtung findet: der Pflege und Erhaltung jüdischen Kunst- und Kulturguts. Der „Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden" hat seinem Interesse durch Entsendung eines Vertreters Ausdruck gegeben. Auch wird die Breslauer Ausstellung als anfeuerndes Beispiel den Bestrebungen zugute kommen, die auch in Bayern auf Errichtung jüdischer Museen gerichtet sind.

München. Theo Harburger.

Aufruf für ein Herzl-Denkmal

Wien, 3. April. (JTA.) Der Aufruf hervorragender Persönlichkeiten Mitteleuropas für Schaffung eines Denkmals für Theodor Herzl, den Schöpfer der modernen zionistischen Bewegung, aus Anlaß seines 25. Todestages hat folgenden Wortlaut:

„Im Juli dieses Jahres kehrt der Todestag Theodor Herzls zum fünfundzwanzigsten Male wieder. Ein großer Mensch und ein bedeutender Schriftsteller, einer der Begründer des Ruhmes des Wiener Feuilletons, starb vor 25 Jahren auf der Höhe seines Lebens. Außerdem warf er die Idee des Zionismus wie eine brennende Fackel in die Welt. Die Idee wuchs und wuchs und ist heute Gemeingut der zivilisierten Welt.

Theodor Herzl wollte die russischen Juden aus der Enge des Ghettos und der steten Angst vor dem Pogrom in ihre Urheimat führen. Er schuf mit diesem Gedanken, dem er kostbare Jugendjahre weihte, ein jüdisches Ideal und den neuen, jungen, kraftvollen, seiner Kräfte und Fähigkeiten bewußten Zionisten. Herzl war eine Kämpfernatur und beugte sich nie und nimmer. Er lehrte die Unterdrückten, sich aufzurichten, das Haupt hoch zu tragen und gegen Übermacht und Ungerechtigkeit in den Streit zu ziehen.

Diesem Mann soll ein Denkmal geweiht werden. Wir fordern alle auf, die dazu beitragen können und wollen, nach Kräften dahin zu wirken, es zu errichten. Von der Hand des Bildhauers Sandor Jaray ist das Modell in Gips bereits vollendet und harrt nun seiner Übertragung in Marmor.

Dr. Raoul Auernheimer, Wien; Hermann Bahr, München; Max Brod, Prag; Professor Albert Einstein, Berlin; Dr. Friedeberger, London; Dr. Ludwig Fulda, Berlin; Direktor Max Goitein, Berlin; Direktor Siegmund Hirsch, Berlin; Generaldirektor Oskar Kaufmann und Frau, Bukarest; Fritz Kortner, Berlin; Hofrat E. Lothar, Berlin; Dr. Rudolf Lothar, Berlin; Professor Dr. Josef Redlich, Cambridge; Felix Salten, Wien; Siegfried Trebitsch, Wien; Professor Lesser Ury, Berlin; Jakob Wassermann, Aussee; Franz Werfel, Wien; Stefan Zweig, Salzburg."

Die jüdische Volksschule im Urteil der Eltern

Die jüdische Volksschule ist in den 6. Jahrgang eingetreten; sie hat ihre Existenzberechtigung, die anfangs lebhaft bezweifelt wurde, durch ihre fortschreitende Entwicklung bewiesen: 137 Schüler und Schülerinnen gehören ihr in diesem Jahre an, ein Drittel aller jüdischen Kinder, die die ersten vier Volksschulklassen besuchen. Eltern aller Richtungen schenken ihr ihr Vertrauen: Orthodoxe wie Liberale und Zionisten; und es zeugt von dem pädagogischen Geschick der Lehrer, daß sie den selbstverständlich in streng traditionellem Sinne geleiteten Unterricht den Kindern so darzubieten verstehen, daß sich tiefergehende Konflikte zwischen Schülern aus nichtorthodoxem Hause und ihren Eltern bisher haben vermeiden lassen. Dabei wird den Kindern eine Fülle jüdischer Kenntnisse übermittelt, außerdem natürlich auch der gesamte vom Staat für die Volksschulen vorgeschriebene Lehrstoff; trotzdem kann bei der modernen Unterrichtsweise von einer Überlastung der Kinder nicht gesprochen werden. Daß die Schüler bei ihrem Übergang zur Mittelschule die Aufnahmeprüfung erfolgreich ablegen, ist ein Beweis der Güte des Unterrichts.

Was ich als Vater eines Kindes, das nun das dritte Jahr die Schule besucht, stets besonders begrüße, ist das Verständnis der Lehrer, sich die Liebe ihrer Schüler zu erwerben. Die Kinder hängen an ihrer Schule; der Schulbesuch ist ihnen täglich eine neue Freude; dabei ist die Disziplin gut, die Autorität des Lehrers bleibt voll gewahrt. Unter diesen Umständen darf man der Schule eine stete, glückliche Fortentwicklung wünschen. Dem Verein Ohel Jakob aber gebührt der Dank dafür, daß er die Gründung der Schule wagte und die schweren Lasten, die dies mit sich brachte, auf sich nahm. Möge er bei der Fortführung der Schule das Verständnis der Gesamtgemeinde und ihre volle Unterstützung finden! Dr. Schäler.

Ritualmordmärchen in Bayern

Berlin, 4. April. (JTA.) Am 24. März wurde in Manau bei Hofheim in Bayern ein fünfjähriges Kind vermißt, das man spät abends in einem Wald mit durchschnittener Kehle auffand. Die Polizei nahm sich sofort der Sache an und leitete eine energische Untersuchung ein. Die Nürnberger Wochenschrift der „Stürmer" bemächtigte sich der Angelegenheit und suchte das Verbrechen in einen Ritualmord umzubiegen. Sie brachte folgende Notiz: „Die Kehle war durchschnitten und die Leiche völlig blutleer. Die Aufregung in der Bevölkerung ist ungeheuer. Allgemein herrscht die Überzeugung, daß es sich hier um einen jüdischen Blutmord handle." Die nächste Nummer des „Stürmers" brachte in schreiender Aufmachung einen Leitartikel: „Der Blutmord in Manau. Der blonde Knabe. Der Stich in die Halsschlagader. Der blutleere Körper. Die Wunde am Rückenwirbel. Das geheimnisvolle Auto." In dem Aufsatz selbst heißt es: „Die Sektion der Leiche ergab, daß der Körper völlig ausgeblutet war..., damit ist der Beweis einwandfrei geliefert, daß es sich hier nur um einen jüdischen Blutmord handeln kann. ... Das Opfer trägt auch noch am Rückenwirbel eine Wunde, die an den jüdischen Brauch erinnert, am Vorabend des ‚Schabbes' schwerkranke Juden zu ‚knicken', damit sie nicht durch den Tod den ‚Schabbes' entheiligen." Der Schreiber behauptet, überall nur eine Stimme vernommen zu haben: „Es geht auf Ostern zu, es kann nur ein Blutmord sein!" Diese Nummer des „Stürmers" wurde in einer großen Anzahl von Exemplaren in der Manauer Gegend verteilt, nationalsozialistische Agitatoren erregen die Bevölkerung. Drei Versammlungen, die die Nationalsozialisten am 3. April in Hofheim veranstalteten, in denen Landtagsabgeordneter Dr. Hellmuth (Marktbreit) zu „Schächtfrage", Landtagsabgeordneter Holtz zur „Sache", sowie die Krann und Poisel sprachen, waren lange vor Beginn überfüllt.

Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens wirkt auf jede mögliche Weise dieser maßlosen Hetze entgegen, der auch die Geistlichkeit aller Konfessionen und die Behörden aufs lebhafteste entgegenzutreten gewillt sind. Man hofft, daß die polizeiliche Aufklärung des Verbrechens den Verleumdern den Boden entziehen wird.

Die Vorstandschaft der Bayerischen Rabbinerkonferenz, gezeichnet Dr. Freudenthal (Nürnberg), Dr. Hanover (Würzburg), Dr. Stein (Schweinfurt), Dr. Salomon (Bayreuth), Dr. Baerwald (München), Dr. Wohlgemut (Kitzingen), Dr. Ephraim (Burgpreppach), veröffentlicht im „Boten vom Haßgau" eine Erklärung, in der es heißt:

„Das verabscheuungswürdige Verbrechen des Kindermordes bei Manau gibt gewissenlosen Hetzern willkommenen Anlaß, wiederum die schon unzählige Male als Lüge gebrandmarkte Mär eines Ritualmordes in die Bevölkerung zu werfen. ... Wir empfinden es als Schmach, daß sich das Judentum auch heute noch gegen einen so schimpf-

lichen Vorwurf wehren zu müssen gezwungen ist, gegen einen Vorwurf, der auch dem oberflächlichsten Leser der Bibel als ein Wahngebilde des Hasses erscheinen muß.

Wir erklären hiermit feierlichst: Die Quellen der jüdischen Lehre, insbesondere auch des Talmuds, enthalten kein Wort, das auch nur entfernt im Sinne dieses teuflischen Vorwurfs gedeutet werden könnte. ... Die Ritualmordlüge ist eine Ausgeburt finsteren Hasses, eine Verleumdung unseres Glaubens, die wir in tiefster Entrüstung zurückweisen. Wir sind bereit, die Wahrheit dieser Erklärung gegenüber allen Verleumdern vor jedem Gericht zu erhärten."

Banditen in der großen Synagoge von Chikago

80 Teilnehmer an einer Rumänien-Feier ausgeraubt

Berlin, 9. April. (JTA.) Nach einem Telegramm aus Chikago drangen am Sonntag, dem 7. April, abends, fünf schwerbewaffnete Räuber in die große Synagoge in Chikago ein, wo in Anwesenheit rumänischer Regierungsvertreter, des rumänischen Konsuls und anderer prominenter Persönlichkeiten die Zehnjahresfeier der Begründung des vereinigten Rumäniens stattfand. Sie drängten etwa 80 Zuhörer an die Wand, leerten ihnen die Taschen und erbeuteten Bargeld im Gesamtwert von 8000 Dollar. Die Banditen ließen sich dazu eine halbe Stunde Zeit und verschwanden darnach im Dunkel.

Man nimmt an, daß die Räuber Juden waren, denn sie gaben dem Rabbiner, der die Versammlung leitete, die ihm vorher geraubte Geldtasche mit 22 Dollar wieder.

Die Polizei nahm sofort der Verfolgung auf, die jedoch bisher erfolglos blieb.

Aus der jüdischen Welt

Einsteins Antwort an Ussischkin

Jerusalem, 7. April. (JTA.) Auf das Begrüßungsschreiben, welches der Leiter des jüdischen Nationalfonds M. M. Ussischkin an Professor Albert Einstein aus Anlaß seines 50. Geburtstages im Namen des palästinensischen Judentums gesandt hat, erwiderte der große Gelehrte mit folgenden charakteristischen und aufschlußreichen Zeilen:

„Lieber Herr Ussischkin! Ich kannte Sie schon als den unbeugsamen, charakterstarken, stiernackigen Führer unseres sonst so anpassungsgewohnten Volkes. Aber ich wußte nicht, daß Sie mit solcher Kraft auch soviel Zartheit und poetischen Schwung zu verbinden mögen, wie Ihr Brief zeigt. Neben diesem verblaßt nämlich alles, was die Menschen mir sagten, und das waren viele und weiß Gott nicht die gewöhnlichsten! So meisterhaft es nun gesagt war, zu so geringem Teil war es in Wahrheit verdient. Es mag sein, daß mein Verhalten Wirkung auf Juden und andere gehabt hat, aber es lag kein Verdienst darin.

Ich wurde 35 Jahre alt, sozusagen ohne es zu wissen, daß ich ein Jude war. Nur rückschauend sehe ich, daß — obwohl ich in einer ganz christlichen Umgebung lebte und mit einer griechisch-katholischen Frau verheiratet war — meine intimsten Freunde Juden waren. Es war der Berliner Umwelt vorbehalten, mich über meine Zugehörigkeit zum jüdischen Volke aufzuklären; ist es ein Wunder, daß ich ihre Lehren verstand? Auch tauchten überzeugte und kluge Männer auf, die mich in dieser Wandlung unterstützten, besonders Weizmann und Blumenfeld. Hierauf leistete ich eigentlich nichts für die jüdische Sache, als daß ich mich aufrichtigen und frohen Sinnes zu ihr bekannte, wie es mir ums Herz war und ist und zeitlebens sein wird. Also bedient Euch meiner, wie es zum Frommen der gemeinsamen Sache eben möglich ist (nicht zu viel, damit die Wirksamkeit nicht verloren geht!); ferner aber wißt, daß ich mir des Umstandes wohl bewußt bin, daß ich hierbei mehr Sache als Person bin. —

Wie dem auch sei, nehmen Sie meinen herzlichen Dank entgegen und auch die herzlichsten Grüße und Wünsche. Ihr A. Einstein."

Die Vereinigung für das liberale Judentum tritt der deutschen Liga für Völkerbund bei

Berlin, 4. April. (JTA.) Die Frankfurter Hauptversammlung für das liberale Judentum hatte nach eingehender Aussprache den folgenden Antrag angenommen: „Die Vereinigung tritt für tätige Mitarbeit an dem allgemeinen Friedenswerk, insbesondere durch interkonfessionelles Zusammenwirken der Geistlichen und der Jugend, ein und ersucht den Vorstand, die notwendigen Schritte in die Wege zu leiten." Unter Bezugnahme auf diesen Beschluß hat der Arbeitsausschuß der Vereinigung nach mehrfachen Beratungen einstimmig den korporativen Beitritt der Vereinigung für das liberale Judentum zur

DER LETZTE WALDJUDE

VON J. OPATOSCHU

Aus dem Jiddischen von Siegfried Schmitz

1. Fortsetzung

So lebten die Fischer seit uralten Zeiten, fern von menschlicher Siedelung. Sie wuchsen wie die Eichen, mit flachshaarigen Köpfen, stahlblauen Augen, und wenn sie achtzig waren, hatten sie noch alle Zähne — grüngelbe Zähne, die aussahen wie mit Moos bewachsen.

Selten gingen sie in die Kirche, noch seltener beichteten sie. Einen Tag vor Ostern machten sie eine Sammlung untereinander. Jeder gab mit vollen Händen, und ihre Gaben brachten sie dem Pfarrer, daß er das Gebäck mit Weihwasser besprenge. Am Ostermontag gingen alle mit Kind und Kegel in großem Staat in den Wald, luden den „Pan Schreiber“ zu Gast und führten mit großem Pomp eine Strohpuppe mit riesigen Augen aus gefärbten Eiern zur Weichsel. Mordechais Sippe war fest überzeugt, daß die Weichsel ein Opfer verlange, und so steuerten sie Jahr um Jahr das Bier zu diesem Opferfest bei, und mit Gesang brachten die Kozker Chassidim zusammen mit den Fischern Wanda ihr Opfer dar, indem sie die Strohpuppe in die Weichsel versenkten.

Mordechai und sein Vater

Mordechais Vater Abraham war zum zweiten Male verheiratet. Er war ein Fünfziger, mittelgroß, breitschultrig, mit einem langen, angegrauten Bart, der bis zum Gürtel reichte; er gehörte zu den Leuten, die ihr Geld nie in einem Beutel tragen, sondern es in die Hosentaschen stecken, um damit zu klimpern und leichter und mit voller Hand eine Gabe reichen zu können.

Reb Abraham war ein reicher Mann; die Leute sagten, er könnte viel reicher sein, wenn er nicht so „närrisch“ wäre. Die adeligen Gutsherren, die in Abrahams Nachbarschaft wohnten, flehten ihn direkt an, er möge ihnen das Getreide und die Wolle abnehmen, doch Abraham kaufte nichts als hie und da ein Stück Wald. Und als er erfuhr, daß Schamai Schaft, ein Chassid aus der Stadt, ein Geizhals, der bei Abraham wochenlang aß und schlief und durch ihn in den Gutshöfen bekannt geworden war, daß dieser Schaft bei den Gutsherren die Ernte halb umsonst im voraus gekauft hatte, da gab er ihm ein paar Ohrfeigen, schrie, das sei Gotteslästerung, und verbot Schamai das Haus. Schamai nahm die Ohrfeigen hin, als wäre nichts geschehen. Obwohl er schon damals reicher war als Abraham und schwere Tausender besaß, kroch er dennoch vor ihm auf allen vieren und sah zu ihm mit ergebenen Augen empor wie ein geprügelter Hund.

Abraham fuhr einige Male im Jahre nach Kozk. Wenn es sich traf, daß er unterwegs den Sabbat halten mußte, so führte er selbst den Sabbattisch und lud alle Chassidim ein, die es in der Stadt gab. Bei Tisch vermieden es die Kozker Chassidim in Abrahams Gegenwart, über die Thora zu sprechen. Denn sie wußten, daß Abraham, obwohl er sich reuig von seinen schlechten Wegen abgewandt hatte, noch immer eine leichte Zunge hatte, Späße liebte und sogar den eigenen Rabbi verspotten konnte. Einmal hatte er während der Mahlzeit einen etwas einfältigen Chassid leise, aber daß es alle hören konnten, gefragt, warum Rabbi Mendele so viel Muhmen und Schwägerinnen bei sich habe, genau so wie — Gott strafe mich — der Pfarrer bei uns im Dorfe. Diesen Vergleich wiederholte er einige Male und lachte dazu, daß es dröhnte wie aus einem hohlen Faß.

Die Chassidim, welche einen anderen für solche Worte auf der Stelle erschlagen hätten, lächelten verlegen über Abrahams Spöttereien. Sie schämten sich voreinander, genau so, als hätte ein Bauer einen dummen Witz vor jüdischen Gelehrten gemacht; Gelehrte aber achten nicht darauf, denn sie wissen, daß es ein Bauer ist. So nahmen die Chassidim Abrahams Spöttereien auf. Sie wußten, er hat eine böse Zunge, aber von Natur aus

ist er ein guter Kerl mit einem jüdischen Herzen und gibt das Geld leicht her. So taten sie, als hörten sie nichts.

Mit der ersten Frau hatte Abraham keine Kinder gehabt. Wenn er gut aufgelegt war und bei einem Glase Branntwein mit chassidischen guten Freunden saß, so erzählte er selbst, er habe seine „Erste" mehr als einmal betrogen und mehr als ein Ehepaar in den kleinen Städten der Umgebung habe sich seinetwegen beinahe scheiden lassen.

Nach dem Tode der ersten Frau tat Abraham Buße. Er brachte einen jungen Mann, einen Klausner aus Kozk, mit und begann zu lernen. Genau ein Jahr nach dem Tode der ersten Frau (Abraham war damals vierzig Jahre alt) hielt er Hochzeit mit einem armen Mädchen, der Tochter eines Rabbiners. Dwojrele war von gar feiner Abkunft, und der Vater hatte in einem Briefe über sie gesagt, sie sei in „Heiligkeit und Reinheit" geboren. Als sie heiratete, war sie sehr jung, kaum sechzehn Jahre. Sie war ein zartes, schamhaftes Mädchen und ähnelte einer edlen Pflanze, die bei der kleinsten Berührung welken kann. In der ersten Zeit nach der Hochzeit lebte Abraham in ständiger Furcht. Er glaubte immer, sie müsse zerbrechen, wenn er sie umarmte, und hatte ihr gegenüber stets das Gefühl, das ein großer kräftiger Mensch hat, wenn er ein kleines Kind in den Arm nimmt; da fürchtet er stets, er könne ihm mit seinen Händen wehtun.

Dwojrele war sehr fromm. Stets hielt sie ein Frauenerbauungsbuch in der Hand und las darin. Was der Mann gebot, dem gehorchte sie. Fortwährend schickte sie Gaben an die Rabbis, den Sabbatsegen sprach sie über neue Kerzen, und als Abraham sie einmal umarmte, da sie mitten im Beten war, da wehrte sie ihm nicht und stand still und sanft da wie eine Taube, aber leise weinte sie und klagte, daß sie dafür von Gott gestraft werde und keine Kinder habe. Bald nach der Hochzeit begann sie zu kränkeln.

Abraham hielt Dwojrele wie eine Prinzessin und hütete sie wie seinen Augapfel, und als es nötig wurde, fuhr er mit ihr nach Danzig zu den berühmtesten Ärzten. Wenn er eine Reise machte, brachte er ihr stets reiche Geschenke mit.

Drei Jahre nach der Hochzeit gebar Dwojrele einen Sohn. Mordechai wuchs als versonnenes und scheues Kind auf. Tagelang trieb er sich mit Wacek, dem Jungen des Hegers, umher, der in einem Alter mit ihm stand. Als Kind sprach Mordechai wenig, und fragte man ihn etwas, so antwortete er nicht sofort, sondern dachte eine Weile nach, als begriffe er schwer, was man ihn fragte. Und dann sagte er immer eine irgendeine Dummheit, wurde rot und schaute mit seinen großen grauen Augen so innig und weich drein, daß ihn jedermann lieb haben mußte. Schon als Knabe war Mordechai anders als die übrigen Kinder — er konnte nicht zusehen, wie die Fischerjungen Tiere quälten. Aber als er zum ersten Male sah, wie der Schächter in Vaters Hause Hühner schlachtete, da stand er dabei, als ginge es ihn nichts an. Dann träumte er länger als eine Woche fortwährend vom Schächter mit dem blutigen Messer im Munde und mit einem paar weicher, erschrockener Augen (fast alle Schächter haben weiche, erschrokkene Augen). Das quälte Mordechai so, daß er einmal, halb von Sinnen, aus seinem Bette sprang, erst stehenblieb, lange gähnte und sich dann in den Hühnerstall schlich. Wäre nicht zufällig der Vater gerade heimgekommen, niemand hätte geglaubt, daß der Knabe mit den großen, verträumten Augen, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, mit einem Brotmesser ein Huhn geschlachtet hatte.

An den Vorfall mit dem Huhn erinnerte sich Mordechai sein Leben lang und er vergaß auch die Ohrfeigen nicht, die er damals vom Vater bekommen hatte. Und immer, wenn er an diese Sache dachte, wunderte er sich, wie ihm so etwas hatte einfallen können.

Als Mordechai zehn Jahr alt war, nahm Abraham einen Lehrer ins Haus, der ihn in der Gemarah unterrichten sollte. Der Lehrer war ein Fünfziger mit einer Glatze, nur vorn waren einige verwaiste Haare stehengeblieben und am Nacken kräuselten sich ein paar schüttere Locken wie bei einem Kinde. Auf dem Kopfe saß ihm ein fettiges Käppchen, als wäre es angewachsen; Winter und Sommer trug er einen abgeriebenen Ripsrock, an dem vom Rips nicht mehr viel zu sehen war. Nur das Unterfutter und zwei Reihen großer, runder Knöpfe waren geblieben. Das Gesicht, auf dem ein fettes Lächeln lag, war mit einem struppigen angegrauten Barte bewachsen, der beinahe bis in die Augen reichte. Ohne den Bart wäre es ein echtes Vollmondgesicht gewesen. In der Mitte des Bartes war eine gelbliche Grube, als wäre er dort von den tabakdurchzogenen Tropfen angefressen, die ewig aus des Lehrers Nase fielen.

Schlojme, der Lehrer war faul wie ein Zigeuner. Er arbeitete wenig mit Mordechai. Tagelang lag er auf einem kleinen Sofa, eine Hand unter dem Kopfe, schnupfte Tabak und

erzählte chassidische Geschichten. In Geschichten war er unerschöpflich. Mit der gleichen Begeisterung, mit der er über den Rabbi sprach, sprach er von Napoleon dem Dritten. Er war überzeugt, Napoleon sei ein großer Zauberer und habe Maschinen erfunden, die den Feind zum Niesen bringen; so gewinne er seine Schlachten.

Schlojme war ein heiterer, gutmütiger Chassid. Fast nie war er ärgerlich, geriet selten über einen Menschen in Zorn. Es gab da nur zwei Ausnahmen, seine Frau und den Gaon von Wilna. Dem Gaon von Wilna konnte er absolut seine Kämpfe gegen den Baalschem nicht verzeihen. Gegen seine Frau, mit der er schon einige Jahre nicht zusammenwohnte, hegte er einen stillen Haß und vermied es, von ihr zu sprechen. Vor Feiertagen, wenn in Abrahams Hause alles eifrig am Werke war, ging Schlojme brummig und verbittert umher und fand keine Ruhe. Er schnupfte keinen Tabak mehr, trank starken Schnaps, fluchte ohne Anlaß darauflos und suchte jemanden, vor dem er sein Herz ausschütten könnte. Dieser Zustand hielt nie lange an. Bei der erstbesten Gelegenheit schloß er sich mit Mordechai in ein abgelegenes Zimmer ein, angeblich, um ihn über Feiertagsbräuche zu unterweisen, und weinte sich vor seinem Schüler gründlich aus. Mordechai weinte mit und schämte sich, dem Rabbi in die Augen zu sehen. Schlojme, der vergaß, daß er einen Knaben vor sich hatte, erzählte ihm wie einem Freunde jede Einzelheit seines Unglücks, sagte alles mögliche Böse über seine Frau und sprach von ihr nicht anders als „sie war mein Unglück; wäre nicht das verdammte Weib, ich müßte nicht in meinen alten Tagen an fremden Tischen herumsitzen und Lehrer sein“. Mordechai verstand kein Wort davon; er sah des Rebben Weib vor sich, groß und dürr, ein Horn auf der Stirn wie die Königin Waschti.

Wenn Schlojme sein Unglück ausgeweint hatte, dann war er, als wäre nichts geschehen, wieder der gutmütige Chassid, trank weniger und schnupfte mehr seinen galizischen Tabak, sang stets und war immer heiter, als hätte er nie im Leben Unglück gehabt; das hielt so bis zum nächsten Feiertage vor.

Mordechai dagegen ging jedesmal, wenn der Lehrer sich vor ihm ausgeweint hatte, halb besinnungslos umher. Er war überzeugt, Schlojme sei der unglücklichste Mensch auf der Welt; denn er hatte ja niemanden. Mordechai machte sich dann Vorwürfe, daß er Schlojme so oft nicht gehorcht und über ihn gelacht hatte, und schwor sich zu, von jetzt ab dem Lehrer zu folgen und ihn so lieb zu haben wie den Vater.

Im Alter von zwölf Jahren konnte Mordechai schon selbst das eine oder das andere Stück aus der Gemarah lernen. Aber er war versonnen, und mitten im Lernen stellte er manchmal Schlojme die Frage, warum eine Glatze sich nicht auf dem Barte, sondern auf dem Kopfe bilde, oder er zog aus der Tasche einen kleinen grünen Frosch hervor und ließ ihn über die Gemarah hüpfen.

Schlojme lächelte stets über die Einfälle seines Schülers; nie rührte er ihn an. Einmal aber hielt Mordechais Mutter in Schlojmes Gegenwart dem Sohn eine Strafpredigt, daß es sich für einen Jungen, der schon die Gemarah lernt, nicht schicke, mit den kleinen Fischermädels zu spielen, nicht einmal mit Rachel, dem Töchterchen des Pächters. Mordechai schwieg, sah der Mutter fest in die Augen und wurde rot. Schlojme ging aufgeregt im Zimmer hin und her, spuckte fortwährend, als wäre ihm eine Mücke in den Mund geraten; und als die Mutter gegangen war, nahm er Mordechai schweigend bei der Hand, setzte ihn zum Tisch, stellte sich hinter ihm auf, stützte die haarigen Hände auf den Tisch, wiegte sich hin und her und schrie:

„Du Verräter Israels! Christenmädels gar, ha? Du Nichtsnutz, du!“

Zum ersten Male, seit Schlojme Mordechais Lehrer war, kniff er ihn so, daß der Junge vor Schmerz aufsprang. Mordechai war ganz wirr im Kopf; er verstand nicht, was der Lehrer sagte, und wußte nicht, was man von ihm wollte. Er fühlte nur, wie ihm Schlojmes Bart über den Nacken und die Wangen kroch und hatte das Gefühl der Kälte, als spürte er glatte Schlangenleiber. Er riß sich los, verschwand und hielt sich einige Tage bei den Fischern versteckt.

So wuchs Mordechai heran, ein großes Kind, sah jedermann fest in die Augen, liebte die Fischer, liebte den Lehrer und hatte vor nichts Furcht. Er glaubte Schlojme, daß Aristoteles dem Maimonides den Namen einer kleinen Ader im menschlichen Körper überliefert habe; wenn man die ausschneidet, kann man einen Toten lebendig machen. Aber er glaubte auch Wacek, daß mitten im Walde eine Weide stehe, die niemals das Rauschen des Wassers und das Krähen eines Hahnes gehört hatte; schneidet man aus dieser Weide eine Pfeife, so kann man mit ihrem Pfiff Tote aus den Gräbern wecken.

Dwojrele klagte fortwährend, daß Morde-

chai wie ein Wilder aufwuchs; er sei groß wie ein achtzehnjähriger Junge und könne mit niemandem zwei rechte Worte sprechen. Sie wollte durchaus, Abraham möge ihn zu ihrem Vater bringen, damit er etwas Lebensart lerne.

Abraham liebte den Schwiegervater nicht und verschob die Reise von Monat zu Monat. Indessen war ein reicher Getreidehändler bei Abraham erschienen; sie verlobten ihre Kinder und so wurde Mordechai Bräutigam. Der künftige Schwiegervater forderte, Mordechai solle bis zur Hochzeit bei seinem Großvater, dem Rabbiner, lernen.

Als Mordechai vierzehn Jahre alt war, führte ihn Abraham zum Schwiegervater, der damals schon ein hoher Sechziger war.

Rabbi Mojsche war ein kleiner, hagerer Mann mit einem schütteren Bärtchen, das nicht grau werden wollte, und mit kleinen, wässerigen Augen. Wenn er mit jemandem sprach, so hatte er die Gewohnheit, dem Partner nicht in die Augen zu sehen, sondern seine Nägel zu betrachten, wie bei der Hawdalah.

Rabbi Mojsche pilgerte wohl nach Kozk, insgeheim aber war er ein Gegner des Chassidismus und haßte die Chassidim schon seit Jahren. Als er nämlich, noch als Jüngling, zum ersten Male nach Kozk kam und ein Schreiben des Rabbi Leibusch Charif an den alten Kozker Rabbi mitbrachte, in dem stand, Mojsche gebühre beim Aufruf zur Thora der Titel „Morenu“ — da zerrissen die Chassidim, am Sabbat, das Schreiben in kleine Stücke, denn sie wollten in ihrer Mitte keine Bevorzugten haben.

Rabbi Mojsche lernte stets; einen Unwissenden haßte er. Und vor allem war er fromm bis zum Wahnsinn. Für die kleinste Verfehlung strafte er die vornehmsten Bürger der Stadt hart und schwer; so fürchteten ihn alle und zitterten vor ihm wie vor dem Kaiser. An jedem Freitag ging er mit dem Schammes von Laden zu Laden und prüfte die Waagen und Gewichte. Bei mehr als einem Krämer nahm er die Gewichte fort und legte ihm eine Geldstrafe auf. Vor dem Lichterzünden öffnete er stets im Gerichtszimmer eine messingbeschlagene Truhe und zählte die dort verschlossenen Mitgiftgelder, die arme Brautleute bei ihm hinterlegt hatten; dann ging er mit stiller Freude in „Schul“.

In der ersten Zeit ging Mordechai beim Großvater wie halbtoll umher. Er dachte an nichts anderes als heimzulaufen. Der Großvater wandte kein Auge von ihm, hielt ihm fortwährend Moralpredigten und schimpfte mit ihm bei jeder Gelegenheit tüchtig: aus ihm werde genau dasselbe werden wie aus seinem Vater. Und als der Rabbi einmal Mordechai dabei betraf, daß er ohne Käppchen schlief, da drohte er ihm, ihn zur Nacht mit einem Fuß ans Bett anzubinden.

Der Großvater achtete darauf, daß Mordechai von früh bis spät in die Nacht lernte. Schon um sechs Uhr morgens weckte er ihn zur ersten Lektion. Bei Tag schickte er ihn ins Beth-Hamidrasch und am Abend lernte er wieder mit ihm.

Mordechai bekam vom Großvater kein gutes Wort zu hören; mochte er auch seine Lektion noch so gut können, der Alte fand immer etwas auszusetzen und war nie zufrieden, so daß das Lernen mit dem Großvater für Mordechai eine Qual war. Einmal kam es vor, daß Mordechai seine Lektion nicht konnte, da geriet der Großvater in hellen Zorn, warf sein farbiges Schnupftuch auf die Gemarah, öffnete seine silberne Tabakdose, roch aber nur von weitem daran und schrie:

„Brauchst ja gar nichts zu können, Narr! Mußt du denn ein Gelehrter sein? Wirst ja ohnedies mit deinem Vater in Kozk obenan sitzen!“

Mordechai stieg das Blut ins Gesicht. Er sah, wie des Großvaters dünne Nase zitterte und die schmalen Lippen sich genau so zusammenpreßten wie bei seiner Mutter; am meisten aber verdroß es ihn, daß der Großvater immer den Vater ins Spiel brachte, und er konnte nicht mehr schweigen:

„Der Großvater mußte ja nicht den Vater zum Schwiegersohn nehmen!“

„Benimm dich anständig, Frechling!“ schrie der Rabbi und sprang auf.

Er rannte einige Male durch das Zimmer, schnaufte, wischte sich die Nase, machte Gesten, als stritte er mit sich selber, und als dann sein Zorn verraucht war, legte er die Hand auf den Kopf des Enkels und sagte milde: „Es ist schwer, ein Lehrer zu sein, schwer! Der Lehrer soll nie in Zorn geraten!“ Dann ging er aus dem Zimmer.

Im ersten Jahre machte Mordechai große Fortschritte, und im Städtchen sprach man davon, aus ihm würde ein ordentlicher Junge mit viel Wissen werden.

(Fortsetzung folgt)

Deutschen Liga für Völkerbund mit Wirkung vom 1. April 1929 beschlossen.

Schändung der Synagoge, Verwüstung der jüdischen Volksschule in Arnsberg

Berlin, 8. April. (JTA.) Aus Bochum wird telegraphiert: Nach einer nationalsozialistischen Versammlung in Arnsberg, in der der ehemalige Pfarrer Münchmeyer ein Hetzrede hielt, zog eine Rotte Nationalsozialisten zur Synagoge und schlug dort die Fenster ein. Die Bande drang auch in die jüdische Volksschule ein, zerbrach Tische und Bänke, riß Bilder und Karten von den Wänden, und verunreinigte die Schulzimmer auf nicht wiederzugebende Weise. In den Betsaal der Synagoge vermochten die Burschen nicht einzudringen, da die Türen fest verschlossen waren. Die Polizei hat bereits fünf der Täter festgenommen.

Dr. Joseph Breuer als Rektor der Frankfurter Jeschiwah definitiv bestätigt

Frankfurt a. M., 8. April. (JTA.) Der Vorstand der Synagogengemeinde „Israelitische Religionsgesellschaft" hat Herrn Rabbiner Dr. Joseph Breuer, welcher bereits seit Jahren in Stellvertretung die Jeschiwah der Israelitischen Religionsgesellschaft geleitet hat, definitiv als Rektor der Jeschiwah berufen.

Übersetzung des schweizerischen Zivilgesetzbuches ins Hebräische

Zürich, 31. März. (JTA.) Das „Israelitische Wochenblatt für die Schweiz" meldet: Das Schweizerische Zivilgesetzbuch hat bekanntlich weitreichende moralische Eroberungen gemacht, indem es bei der Gesetzgebung anderer Länder in großen Partien übernommen worden ist, so noch unlängst in der Türkei. Der Herausgeber der in hebräischer Sprache erscheinenden juristischen Monatsschrift „Hamischpat" in Jerusalem beabsichtigt nun, das Schweizerische Zivilgesetzbuch ins Hebräische zu übersetzen, wodurch möglicherweise auch eine Übernahme unseres Zivilrechts in das künftige Recht Palästinas bewirkt werden kann. Die Kosten dieser Übersetzung sind allerdings erheblich. Eine Anzahl jüdischer Juristen der Schweiz veröffentlicht im „Israel. Wochenblatt" einen Aufruf für Spenden zur Deckung dieser Kosten.

Ernennungen jüdischer Universitätsprofessoren in Wien

Wien, 1. April. (JTA.) Unter 11 Dozenten der Wiener Universität, die zu Universitätsprofessoren ernannt worden sind, sind 6 Juden, und zwar die Internisten Fres Leo Heß, Emil Zak, Paul Saxl und Herbert Elias, der Neurolog Josef Gerstmann und der Heilpädagoge Erwin Lazar. Zum ersten Male seit vielen Jahren wurden wiederum jüdische Gelehrte an der Wiener Universität zu Professoren ernannt.

Das Konsistorium der jüdischen Gemeinden Italiens tritt in die Jewish Agency ein

Mailand, 2. April. (JTA.) Der Generalrat des Konsistoriums der jüdischen Gemeinden Italiens, der das repräsentative Organ der italienischen Judenheit ist, beschloß in seiner soeben in Mailand abgehaltenen Tagung, mit den Vertretern der zionistischen Föderation Italiens wegen Ernennung eines Vertreters des Konsistoriums für den nichtzionistischen Teil der Jewish Agency in Verhandlungen zu treten.

Neuer gesetzlicher Status der italienischen Judenheit

Rom, 4. April. (JTA.) Die Aussöhnung Italiens mit dem Vatikan, der neue Vertrag zwischen Staat und Kirche und die Neubildung des päpstlichen Staates in Italien haben eine Neuregelung des verfassungsmäßigen Status der jüdischen Gemeinden Italiens notwendig gemacht. Im Zusammenhang mit der neuen religiösen Politik hat die Regierung beschlossen, eine Modifizierung der gesetzlichen Verfügungen bezüglich der Juden, die noch vor der Bildung des vereinigten italienischen Königreichs in Kraft getreten waren, vorzunehmen.

Zu diesem Zweck wird eine Sonderkommission eingesetzt, der drei Juden, unter ihnen der Oberrabbiner von Rom, und drei Nichtjuden angehören. Aufgabe dieser Kommission wird es sein, den Entwurf einer Neuregelung des Status der jüdischen Gemeinden herzustellen. Wie es heißt, wird der anfängliche Plan, die Stelle eines Oberrabbiners für ganz Italien zu schaffen, fallen gelassen. Viel wahrscheinlicher ist, daß ein rabbinischer Rat, ähnlich einem Beth-Din, als oberste rabbinische Landesbehörde eingesetzt werden wird.

Eindrucksvolle studentische Demonstration gegen einen antisemitischen Professor

Paris, 1. April. (JTA.) Professor Loth, der bekannte politische Antisemit und Vorkämpfer des Numerus clausus, Professor an der Warschauer medizinischen Fakultät, besuchte die berühmte Universität in Montpellier (Südfrankreich) und sollte im Auditorium maximum einen Vortrag halten. Als er zu sprechen anfing, erhoben sich 200 jüdische Studenten, in der Mehrzahl Opfer des polnischen Numerus clausus, und verließen den Saal. Die christlichen Studenten, die über Loths Numerus-clausus-Tätigkeit informiert worden waren, folgten dem Beispiel ihrer jüdischen Kollegen. Im Saale blieben nur die Professoren zurück, von denen mehrere unverkennbar das Vorgehen der Studenten billigten, aber ihren Gast nicht im Stiche lassen wollten.

Lord Balfour zieht sich aus dem öffentlichen Leben zurück

London, 6. April. (JTA.) Lord Balfour, der am 25. Juli d. J. 81 Jahre alt wird, hat sich infolge seines hohen Alters und seines hartnäckigen Leidens, besonders seines Kehlleidens, das ihm andauerndes Sprechen schwer macht, entschlossen, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er wird eine Wiederwahl als Lord-Präsident des Council darum ablehnen. Er verkauft sein Londoner Haus in 4 Carlton Gardens, das 58 Jahre lang sein Londoner Heim war, und einst (1846 bis 1855) das Heim eines anderen großen Premierministers, Lord Palmerston, war und das an der Stelle des 1827 niedergerissenen Prinzregenten-Palais erbaut worden war und wird seinen endgültigen Aufenthalt auf seinem schottischen Besitztum in Whittinghame nehmen.

Die englische Agudah nimmt an der Jewish-Agency-Konferenz teil

London, 5. April. (JTA.) Die Agudas Jisroel in England hat beschlossen, zwei Delegierte zu der in kurzem in London zusammentretenden Konferenz der englischen Juden, die eine Vertretung der englischen Juden im nichtzionistischen Teil der Jewish Agency wählen soll, zu entsenden.

Für die Teilnahme an der Jewish Agency selbst stellt die Agudas Jisroel bekanntlich die Bedingung, daß sich die Tätigkeit der Agency auf rein politische und wirtschaftliche Fragen beschränkt.

Wie JTA. erfährt, hat die Zentralleitung der Weltorganisation der Agudas Jisroel der Londoner Agudah die Weisung erteilt, der Einladung zur Teilnahme an der Agency-Konferenz der britischen Juden Folge zu leisten.

Abermals Ausschreitungen gegen Juden in Rumänien

Bukarest, 3. April. (JTA.) Studenten der Jassyer Universität, die eine Exkursion unternahmen, überfielen unterwegs in den Eisenbahnkupees die mitreisenden jüdischen Passagiere und mißhandelten sie schwer. Auf der Station Kalaraschi, Beßarabien, schlugen sie auf den sephardischen Juden Beliaschni so lange ein, bis er bewußtlos liegen blieb. Er wurde in bedenklichem Zustand nach dem Krankenhaus gebracht. Die Zeitung „Diminiatza" teilt mit, daß die Huligans bei ihrer Ankunft in Kischinew von der Polizei zur Ausweisleistung aufgefordert wurden, daß aber keiner von ihnen in Haft genommen wurde.

Die Zeitung „Lupta" verurteilt scharf die Ausschreitungen in Beßarabien und berichtet über schwere antisemitische Ausschreitungen in Transylvanien.

25 000 „unproduktive Elemente" werden in Leningrad wohnungslos gemacht

Moskau, 2. April. (JTA.) In der letzten Zeit wurden in Leningrad wiederum Wohnungen sogenannter „unproduktiver Elemente" beschlagnahmt. Die Bewohner müssen die Wohnungen bis zu einer bestimmten Frist räumen. Von dieser Maßnahme wurden rund 25 000 Personen betroffen. Wie überall, bilden auch in Leningrad die Juden als ehemalige Kaufleute und Angehörige freier Berufe einen sehr großen Teil der „Unproduktiven". Demnächst wird auch in Moskau mit der Beschlagnahme der Wohnungen „Unproduktiver" begonnen werden.

Vizegouverneur Herbert Lehmann saniert den jüdischen Teil Neuyorks

Neuyork, 7. April. (JTA.) Der zum Vizegouverneur von Neuyork gewählte jüdische Führer Oberst Herbert Lehmann hat die Initiative zur baulichen und sanitären Umgestaltung von Neuyork East, das hauptsächlich von Juden bewohnt ist, ergriffen. Ihm zur Seite steht das Mitglied des Wohnungsausschusses des Staates Neuyork Aron Rabinowitz. Es wurden u. a. zwei Bau-Gründe um den Preis von 500 000 Dollar erworben, auf denen Musterwohnhäuser errichtet werden sollen. Die Häuser werden mit allen modernsten Einrichtungen ausgestattet sein und Bäder mit Schwimmbassins enthalten.

Union Orthodoxer Kongregationen Amerikas wünscht eine Vertretung in der Agency. — Intensive orthodoxe Erziehungsarbeit

Neuyork, 25. März. (JTA.) Die Union Orthodoxer Kongregationen Amerikas hielt im Neuyorker Jeschiwah-College eine Konferenz ab, der Vertreter von 650 orthodoxen jüdischen Kongregationen aus ganz Amerika beiwohnten. Nach einer lebhaften Aussprache über die Frage des Palästina-Aufbaus nahm die Union eine Resolution an, in welcher der Plan der Erweiterung der Jewish Agency gebilligt und eine proportionale Vertretung der Union und der anderen orthodoxen Körperschaften Amerikas in der Agency gefordert wird.

Aufschwung des Siedlungswesens in Palästina — Neue Kolonien

Jerusalem, 7. April. (JTA.) 25 georgische jüdische Familien wurden von der Palestine Jewish Colonisation Association, dem Kolonisationsinstrument des Barons Edmond de Rothschild in Palästina, in der Kolonie Benjamina angesiedelt. Die Palestine Jewish Colonisation Association stellte den georgischen Kolonisten den Boden zur Verfügung, während die Neuyorker Palestine Economic Corporation ihnen die Gelder zum Bau von Häusern vorgeschossen hat.

In der neuen Siedlung „Rabiah" bei Benjaminah sind Mitte März die ersten Siedler eingezogen. Die neue Kolonie ist 7 Kilometer von Benjaminah und 8 Kilometer von Chederah entfernt gelegen. Sie soll nach ihrem Ausbau 500 Häuser enthalten, darunter 50 Arbeiterhäuser. Die Fläche der Siedlung beträgt 30 000 Dunam.

In der Ebene Saron, in einer Entfernung von 15 Kilometer von Tel-Awiw, wurde eine neue

Siedlung „Hadar“ angelegt, die in erster Linie Orangenbau betreiben wird. Die gegenwärtig kultivierte Bodenfläche beträgt 1600 Dunam und soll später auf 4000 Dunam erweitert werden. Die neue Siedlung grenzt an das Gebiet von Ain Chai, Ramataim und Magdiel und ist in die Audja-Bewässerung mit eingeschlossen.

Die Kwuzah „Schiller“, die den Namen des verstorbenen zionistischen Pioniers Schlomoh Schillers trägt, ist einer der jüngsten Siedlungspunkte im Pflanzungsgebiete nahe bei Rechowoth. Sie besteht aus 34 erwachsenen Mitgliedern und sechs Kindern.

Purim in Tel-Awiw

Der Zustrom der Gäste nach Tel-Awiw war in diesem Jahre weit größer als je zuvor. Der Karneval selbst hielt drei Tage an. An jedem Abend fanden zahlreiche Maskenbälle, Festlichkeiten und andere karnevalistische Veranstaltungen statt, während tagsüber dichtes Treiben auf den Straßen herrschte. Ein besonders buntes Gepräge erhielt das Straßenbild durch die zahlreichen bunten maskierten Kindergruppen. Im Mittelpunkt des Karnevals stand der Umzug, in dem eine Reihe von Vorgängen aus dem öffentlichen Leben in Palästina eine satirische Darstellung fanden. Bei dem Festzug zeichnete sich die Gruppe der Yemeniten besonders aus und erhielt auch den ersten Preis. Die Gruppe, die Kamele mit sich führte, stellte in ihren malerischen, einheimischen Gewändern Bilder aus dem Volksleben in Yemen.

Nach einer Mitteilung des stellvertretenden Direktors der palästinensischen Eisenbahn, Mr. Campigli, an die Stadtverwaltung Tel-Awiw betrug die Zahl der während der Purimtage verkauften Fahrkarten nach Tel-Awiw 10 315, von denen auf Jerusalem 5977, auf Haifa 2485 entfallen. Die Einnahmen der Eisenbahn aus dem Purim-Verkehr werden auf 2000 Pfund geschätzt.

Außer den mit der Eisenbahn beförderten Reisenden dürften etwa 15 000 Personen per Auto und zu Fuß nach Tel-Awiw gekommen sein, so daß die Gesamt-Besucherzahl mit 25 000 nicht zu hoch gegriffen ist. (Ziko)

Einstein-Ausstellung in Jerusalem

Jerusalem, 1. April. (JTA.) Aus Anlaß des 50. Geburtstags Albert Einsteins hat die jüdische National- und Universitäts-Bibliothek eine Ausstellung aller Werke des großen Gelehrten sowie der über die Relativitäts-Theorie bisher erschienenen Literatur. Unter den Ausstellungsobjekten ist Einsteins handschriftliches Manuskript der Relativitäts-Theorie zu sehen, das der Gelehrte vor einigen Jahren der Bibliothek zum Geschenk gemacht hat.

Wieder arabische Übergriffe an der Klagemauer

Jerusalem, 25. März. (JTA.) Am vergangenen Sonnabend morgen, während die Juden an der Klagemauer ihre Morgenandacht verrichteten, drangen Araber bis zur Mauer vor und entfernten verschiedene Gegenstände, die gewöhnlich von den betenden Juden benutzt werden. Die Juden versuchten, die Araber an ihrem Zerstörungswerk zu verhindern, wobei es zu einer Schlägerei kam. Der Polizeiposten vor der Mauer zeigte sich der Situation nicht gewachsen. Der stellvertretende Distriktskommissar, der von dem neuen Zwischenfall benachrichtigt wurde, sandte den Distriktsoffizier zur Klagemauer und trug ihm auf, jeden Versuch einer Störung des Status quo unmöglich

zu machen. Der Offizier veranlaßte, daß die weggenommenen Gegenstände zurückgegeben werden.

Bau einer Moschee an der Klagemauer

Jerusalem, 31. März. (JTA.) Hier erhält sich hartnäckig das Gerücht, das die Moslemiten Vorbereitungen treffen zum Bau einer Moschee, die eng an die Klagemauer angrenzen soll. Die Jerusalemer jüdische Gemeinde informierte den Distrikts-Gouverneur von Jerusalem dahin, daß sich der jüdischen Bevölkerung in Verbindung mit diesem Gerücht eine starke Unruhe bemächtigt. Der Distrikts-Gouverneur versprach, die Angelegenheit zu untersuchen.

Eröffnung des transjordanischen Parlaments

Jerusalem, 3. April. (JTA.) Am 2. April eröffnete Emir Abdullah, der Beherrscher Transjordaniens, die erste gesetzgebende Körperschaft dieses Mandatsterritoriums. Die Eröffnung vollzog sich mit großer Zeremonie in Gegenwart des britischen Vertreters Colonel Cox. Der Premier verlas die Thronrede des Emirs, in welcher das Abkommen zwischen Transjordanien und Großbritannien als von Vorteil für das Land hingestellt wurde. In der Thronrede werden Reformen des öffentlichen Lebens angekündigt, die Transjordanien auf ein gleiches Niveau mit anderen zivilisierten Ländern bringen sollen. Die versammelten Deputierten leisteten den Eid auf die Verfassung. Zum Schluß wurde eine Begrüßungskundgebung des britischen Oberkommissars für Palästina und Transjordanien, Sir John Chancellor, verlesen. Dann entfernten sich Emir Abdullah und Colonel Cox, worauf das Parlament in die Beratung geschäftlicher Angelegenheiten eintrat.

Feuilleton

Die Ausstellung in Tel-Awiw

Von Wladimir Jabotinsky

I.

Wer sich das Vergnügen leisten kann, heuer die Wochen zwischen Purim und Pessach in Erez Israel zuzubringen, wird es nicht bedauern. Man wird ihm Dinge zeigen, die er noch nie gesehen hat. Er mag wohl in seiner Heimat größere, vielleicht auch schönere Dinge gesehen haben, aber nicht „solche". Der Unterschied besteht nicht allein darin, daß die Dinge jüdisch sind, wenn auch schon dies ein wichtiger Unterschied ist. Wenn euer Junge zu euch kommt und euch ein Porträt zeigt, daß er verfertigt hat, und das Porträt wirklich gelungen ist, so wird man gewiß feststellen können, daß Lenbach oder Gainsborough bessere Bilder gemalt haben; aber es ist euer Junge und mit ihm beginnt die Welt von aller Anfang an. Hier in Erez Israel hat jeder jüdische Besucher das Gefühl, daß die „Kinder" seine eigenen sind, es ist nicht immer angenehm, denn jener mischt sich ein in die hiesige Ordnung und gibt 24 Stunden nach dem Pakkieren des Zollamtes Ratschläge, aber für ihn selbst ist es ein Vergnügen, und ich spreche hier nur von ihm; von jenem, der hier für die Zeit der Tel-Awiwer Ausstellung erwartet wird. Und doch besteht nicht der einzige Unterschied darin, daß die Dinge hier eigen jüdisch sind. Sie sind überhaupt anders, es ist schwer zu erklären wie, aber anders.

Es wäre sehr leicht, die Firmen aufzuzählen, die an der Ausstellung teilnehmen werden, wieviel Kapital jede von ihnen besitzt und wie sie sich entwickelt hat. Ich will keine Zahlen anführen. Sitzt man hier, bekommt die trockenste Erscheinung ihr eigenes lebendiges Gesicht, mit Händen und Füßen und Haaren.

Die Textilindustrie: es ist eine nüchterne Angelegenheit. Wenn es nötig sein wird, werde ich einen Traktat schreiben, eine Parallele ziehen zwischen den Tel-Awiwer und den Pariser Strümpfen. Da ich aber hier zu Hause bin, hat das Wort Textil für mich einen gar sonderbaren Klang. Es seufzt und summt und stöhnt, genau wie das alte Automobil, in dem ich jeden Freitag nach Tel-Awiw fahre. Warum? Weil, will man an einem staubigen Tag nach Tel-Awiw fahren, ein leinener Staubmantel notwendig ist — und diesen Mantel habe ich von einem Textilfabrikanten in einer chassidischen Kolonie bei Tel-Awiw bezogen. Den Ort, wo sie steht, habe ich gut im Gedächtnis. Vor zehn Jahren lief hier die Grenze zwischen türkischem und englischem Militär und kein Schakal erlaubte es sich, das kahle Feld zu durchstreifen. Heute, Ende Februar, blüht es dort grün von allen Seiten und später wird es gelb blühen auf den guten Feldern und goldenen Orangengärten. Männer mit Pejes jäten und graben, Jungens mit herabhängenden Schaufäden laufen in der Gasse herum und ernste Hausfrauen kochen Nachtmahl.

Hoch oben auf dem Berg steht der Wasserturm und zu ihm führt eine vielleicht 50 Meter lange Steintreppe hinauf. Blickt man hinunter, sieht man zwei Epochen zionistischer Geschichte: Petach Tikwah, Ekron und die neuen Orangengärten bei Tel-Awiw. Auf dem Berg haben die Chassidim in ihren freien Stunden einen Park angelegt, junge Bäumchen, die vorläufig noch klein sind, aber sie werden noch in die Höhe wachsen. Und zwischen den Bäumchen findet man eine Menorah, eine wirkliche Menorah mit acht Armen, wie es sich gehört. Aber anstatt aufrecht zu stehen, liegt sie am Boden, und statt aus Silber ist sie aus grünem Wachs gemacht: Nun geh' und sag', daß Juden keinen Sinn haben für „nutzlose" Schönheit! Und noch eine praktische Sache: auf demselben Berg haben die Chassidim einen flachen Bau errichtet, eine Art Plattform oder Belvedere. Und der Chassid, der mich herumführt, erklärt mir den Sinn der Einrichtung: „Damit man sich nach der Arbeit hinsetzen und dort so ein bißchen sich versenken kann in Gottes Wunder." Unten im Dorf haben sie natürlich eine Schul, wo euch der Schammes einen alten Thoramantel zeigt, das Geschenk eines polnischen Städtchens, das im Krieg zerstört wurde, und eine Menorah in Bronze aus demselben Städtchen, die Jahrhunderte alt ist und vielleicht mehr kostet als ein Ford-Automobil — aber ein Automobil haben sie nicht und treiben Kurzweil mit nutzloser Schönheit. Sie haben aber auch eine eigene Bank und ein paar Fabriken. Eine von ihnen ist jene Textilfabrik, von der ich meinen Staubmantel habe, eine richtige Fabrik mit zwei Abteilungen, für Handweberei und maschinelle Erzeugung, wo alte Leute, Jünglinge und Mädchen sich mitten in einem Netz von weißen, roten, grünen, gelben, schwarzen Fäden methodisch bewegen; alles selbst erbaut, ohne Hilfe und ohne Subvention, nicht eingerechnet natürlich die investierten eigenen Mühen, die man dafür aufwendete.

Das ist die Textilatmosphäre, die man uns auf der Ausstellung bieten wird, das heißt zeigen wird man uns nur die Textilware, nicht aber die Atmosphäre, die man selbst erfühlen muß.

II.

Oder die Welt des Zements. Wenn jenes alte Automobil über die Straßen Erez Israels gleitet, die vor einigen Jahren noch voller Löcher waren und heute glatt sind wie Samt (natürlich übertreibe ich ein bißchen, aber nur ein bißchen), hat man das Gefühl, daß sie alle aus Haifaer Zement gemacht sind, und nicht aus ausländischem, und man will nicht nachforschen, ob dem wirklich so ist. Hauptsache, daß unser Haifaer Zement tatsächlich erstklassig ist. Aber auf der Fahrt denk ich nicht darüber nach, sondern über den großen russischen Wolgalandstrich, schließe die Augen und sehe mich auf einem breiten niederen Flußschiff, das von Nischni Nowgorod nach Astrachan schwimmt, und wieder wie ein Fürst am Schiffsverdeck sitze und guten Kaviar esse auf Schwarzbrot mit gehacktem Zwiebelgrün. Zum Geruch von Fisch und gehackten Zwiebeln gesellen sich noch andere Gerüche — der Geruch des Flußwassers, des Waldes, der irgendwo in der Ferne am Ufer eines Teiches brennt, das süße frische Aroma zersägten Holzes, während wir vorüberfahren, auf dem Floß, das mich stromabwärts zur Kaspischen See trägt. Was das mit Zement zu tun hat? Dort

in Nischni Nowgorod hatte ich einst vor 22 Jahren eine Begegnung mit einem jüdischen Gentleman von jener Sorte, die wir damals mit dem Schimpfwort „Assimilant" zu bezeichnen pflegten. Ich sprach zu ihm über Zionismus. Und er lachte höflich — so höflich, daß ich mir bewußt wurde: hier bemühst du dich vergeblich... Das Auto aber saust weiter und mit geschlossenen Augen seh' ich anderes Bild: Naschar, die Zementfabrik in Haifa. Die da ist keine Fabrik en miniature wie jene Weberei im chassidischen Dorf. Es dauert zwei Stunden, bis der Chefingenieur mir alle Einrichtungen gezeigt hat, bis wir die unzähligen Eisentreppen hinaufsteigen, die zu unzähligen Etagen hinaufführen, und ich zu begreifen beginne, wieviel Höllenläuterungen ein Sack gewöhnlichen Sandes mit einem Eimer Wasser durchmachen muß, um zu Zement zu werden. Und hier erblicke ich wieder jenen jüdischen Gentleman aus Nischni Nowgorod. Er sitzt mit mir auf der Terrasse eines jüdischen Hotels in Haifa und sagt: „So, Sie haben heute meine Zementfabrik besucht," aber auf seinen Lippen macht sich schon jenes Lächeln für den Fall bereit, daß ich wieder über Zionismus reden werde.

Es sind schon fünf Jahre, daß er mit unserem Zement zärtlich tut. Nur vom Zionismus dürft ihr ihm nicht sprechen. Denn er wird euch mit jenem höflichen Lächeln antworten. In die Jewish Agency würde ich ihn nicht hineinlassen, weil ich nicht will, daß Mr. Amery sein Lächeln erblickt. Aber es ist wert, nach Tel-Awiw zu Pessach zu kommen, um zu sehen, wie ein so skeptischer Jude den Aufbau des Landes zementiert.

Ich könnte auch von den anderen Gebieten erzählen, von Ruthenberg, von der Schokolade, von Leder und Schuhen. Die Erez-Israel-Industrie ist eine Kette von Poemen.

III.

Eine ganz merkwürdige Sache werden wir diesmal erleben: die Beziehung der Regierung zur Ausstellung. Bewahre, nicht etwa so, wie sich die Regierung sonst zu jüdischen Initiativen gestellt hat. Diesmal hat sie beschlossen, staatsmännische Weisheit und Kultur an den Tag zu legen. Alle Departements haben den Befehl erhalten, die Ausstellung zu unterstützen. Selbst das Eisenbahndepartement, das seine Reputation als Festung ernster und bitterer Obstruktion gegen die jüdische Entwicklung im Lande verdient, ist gezwungen, Fahrtbegünstigungen für die Reisenden zur Tel-Awiw-Ausstellung zu gewähren; auch das Zolldepartement, das sonst im gleichen Stil arbeitete, hat versprochen, die ausländischen Aussteller nicht so zu behandeln wie beispielsweise die Herzl-Möbel, sondern ihre Waren zollfrei einzulassen. Mehr noch, die Regierung bemüht sich, englische und ägyptische Firmen als Aussteller heranzuziehen, und das Ministerium für Außenhandel in London hat einen entsprechenden Aufruf erlassen. Für dieses Entgegenkommen wird der Jischuw wahrscheinlich teuer zahlen müssen. Die hiesige Regierung verlangt Wucherzinsen für jedes Entgegenkommen, für jeden Dienst, den sie dem Jischuw erweist. Für die paar Wege, die sie bauen ließ, um unseren Arbeitslosen zu helfen, haben wir mit der Sistierung der Einwanderung bezahlt; für die Hilfe für Tel-Awiw mit dem Verlust der Autonomie der ersten jüdischen Stadt. Aber mit der Ausstellung selbst hat das nichts zu tun. Die Kooperation zwischen Regierung und Jischuw ist eine solche Seltenheit, daß man sich sie ansehen muß.

IV.

Das schönste und beste der Ausstellung wird sein: Tel-Awiw. Tel-Awiw ist ein kleines Städtchen, aber selbst für ein solches noch nicht ganz ausgebaut. Doch ich kenne keine Stadt, die so gemütlich, so sympathisch, so intim wäre. Tel-Awiw rührt das Herz. Ich bin sicher, daß selbst ein Mensch, der sehr wenig von ihrer Geschichte weiß, die Liebe, die Hoffnung, die unzähligen Stücke von Leben und Seele darinnen an jedem Straßeneck fühlen wird. Selbst Fremde spüren es. Ich erinnere mich an das Wort eines sehr skeptischen Italieners: „Das einzige, das mir bei euch imponiert, ist Tel-Awiw. Für Amerika mag das nichts Besonderes sein, ein Städtchen mit 40 000 Einwohnern, das in 20 Jahren geschaffen wurde, eingerechnet der sechs Jahre Kriegswirrwarrs. Aber für uns Europäer ist dies eine unerhörte Leistung." Dieses Gefühl wird ein Jude in noch stärkerem Maße haben. Auf dem Heimweg ins Hotel, in einer Mondnacht, durch die reinen geraden Gassen — einige von ihnen still, andere rauschend von jungem Leben, ist es doch das Paradies der Jugend und der Kinder — wird er plötzlich halt machen und wie ein Erwachender fragen: wo bin ich?, und eine sonderbare Minute durchleben, als wäre es ein Traum, eine erzählte Sache, keine Wirklichkeit!

Wer nur kann, komme nach Tel-Awiw, die Ausstellung sehen!

Gemeinden-u. Vereins-Echo

Zionistische Ortsgruppe München. Montag, den 8. April 1929, fand die ordentliche Generalversammlung der Zionistischen Ortsgruppe statt. Vor Eintritt in die Tagesordnung hielt Herr Dr. Emrich ein sehr interessantes Referat über „Zionistische Politik und zionistische Arbeit", in dem er alle wesentlichen Fragen der jüdischen Gegenwart kurz behandelte.

Herr Justin Lichtenauer als 1. Vorsitzender erstattet hierauf Bericht über die Arbeit im abgelaufenen Geschäftsjahr und wies besonders auf die günstigen Erfolge vor allem im Zusammenhang mit der Wedgwood-Aktion hin. Den Kassenbericht erstattete in Abwesenheit des Herrn Schachno Herr Landmann; den Bericht über den Keren Hajessod Herr Lustig; über den Keren Kajemeth Herr Feder; über die Schekelaktion Herr Harburger; über die Hebräische Sprachschule und das Palästina-Amt Herr Grünbaum. In Abwesenheit des Herrn Justizrats Dr. Straus gab Herr Dr. Julius Siegel einen kurzen Gemeindebericht.

Nach vorgenommener Entlastung des Vorstandes wurde zur Neubesetzung der Ämter geschritten. Die Wahlen ergaben folgendes Resultat: Ehrenvorsitzender: Justizrat Dr. E. Straus, 1. Vorsitzender: Justin Lichtenauer, 2. Vorsitzender: Justizrat Dr. E. Fränkel, Kassier: Gottfried Hirsch, Schriftführer: Dr. J. Emrich, Keren-Hajessod-Kommission: Leitung: Bernhard Lustig; weitere Mitglieder: Justin Lichtenauer, Dr. Albert Weihl, Paul Grünbaum, Gottfried Hirsch, Dr. Berthold Weiß; Palästina-Amt: Paul Grünbaum; Nationalfonds-Kommission: Frau Selma Eisen, Dr. Josef Schäler, Frau Meta Harburger, Max Feder; Vertreter der einzelnen Organisationen: David Horn und Jakob Kluger (Gesamtausschuß der Ostjuden), Dr. Robert Beer (KJV.), Dr. Leopold Ber-

ger (Bar-Kochba), Frau Gertrude Weil (Jüdische Frauengemeinschaft); Hebräische Sprachschule: Paul Grünbaum, Justizrat Dr. E. Straus, Dr. Josef Schäler, Frau Dr. Eliasberg, Justizrat Dr. Fränkel, Dr. J. Ettinger, Dr. Albert Weihl; Presse-Ausschuß: Jakob Reich, Dr. Sigbert Feuchtwanger, Justizrat Dr. E. Straus, Theo Harburger, Dr. Raphael Straus; Schekelkommission: Camilla Hohenberger, Theo Harburger; Kassenrevisoren: David Horn, Max Landmann; Erweitertes Arbeitskomitee: Justizrat Dr. E. Straus, Dr. M. J. Gutmann; Dr. Josef Schäler, Dr. I. Emrich, Dr. Jakob Seide, Jakob Reich, Justizrat Dr. E. Fränkel, Hans Machol, Schl. Monheit, J. Schachno; Kommission für Gemeindeberichte: Dr. Julius Siegel, Justizrat Dr. E. Fränkel.

Hebräische Sprachkurse München

Das Sommersemester 1929 beginnt Montag, den 6. Mai. Zu Beginn des Semesters werden zwei neue Anfängerkurse — für Kinder und Erwachsene — eingerichtet. Interessenten werden gebeten, möglichst bald sich im Unterrichtslokal, Herzog-Rudolf-Straße 1, zwischen 3 bis 6 Uhr (Telephon 2 97 4 49) anzumelden.

Die Eltern werden besonders darauf aufmerksam gemacht, daß bei den sechs Elementarkursen bereits zwei fortgeschrittene Kinderkurse bestehen.

Teilnehmer, die Ermäßigungen wünschen, wollen ihr Gesuch bis spätestens 15. Mai an das Komitee der Hebräischen Sprachschule, z. H. des Herrn Paul Grünbaum, Rothmundstraße 6, richten.

Der Unterricht wird täglich, Montag bis Freitag, morgens und abends, stattfinden.

Die Kinderkurse werden Dienstag und Mittwoch nachmittags abgehalten. Ausführlicher Stundenplan wird demnächst bekanntgegeben.

Ostertreffahrt des JJV. München

An den beiden Osterfeiertagen trafen sich in Garmisch-Partenkirchen die jüdischen Jugendvereine München und Fischbach sowie eine Anzahl Angehöriger anderer südbayerischer Jugendvereine. Die bekannte Pension Wolff in Partenkirchen war Treffpunkt von über 40 jungen jüdischen Menschen. Den Mittelpunkt des Treffens bildete ein Vortrag von Herrn Dr. Keßler (München) über „Zwanzig Jahre neutraler Jüdischer Jugendverband". Den Ausführungen, die mit Wärme die unermüdliche Arbeit des Verbandes in der Jugenderziehung und die große Anziehungskraft, die die neutrale Idee in der neuesten Zeit ausgeübt habe, schilderten, schloß sich eine außerordentlich lebhafte und wertvolle Diskussion, insbesondere über die religiöse Arbeit der Verbandsvereine, an. — Der Ostermontag war dem Sport und dem Wandern gewidmet. Eine Gruppe ging auf das Kreuzeck, die andere an den Eibsee. Allzu früh mußten sich die Jugendlichen voneinander, von den Garmischer Bergen und dem liebenswürdigen Ehepaar Wolff trennen. Für alle Teilnehmer wird die in jeder Beziehung harmonisch verlaufene Fahrt eine bleibende Erinnerung sein.

Jüdischer Jugendverein München. Anschrift: Fräulein Emma Neuwirth, Franz-Josef-Straße 33.

Dienstag, den 16. April 1929:
Fortlaufender Kurs: „Heidentum, Judentum, Christentum" von Max Brod; Beginn: 20.45 Uhr, Herzog-Max-Straße 7, Bibliotheksaal.

Donnerstag, den 18. April:
Fortsetzung des Zyklus „Die Weltreligionen": „Der Buddhismus". Die beiden Vorträge über „Weltreligionen" finden im Lessingsaal, Herzog-Rudolf-Straße 1/0 Rgb., statt; Beginn 20.45 Uhr.

Sonntag, den 21. April 1929:
Bergtour Baumgartenspitze; Treffpunkt 6.05 Uhr am Holzkirchner Bahnhof. Sonntagsfahrkarte Schliersee. Fahrpreis etwa RM. 3.10.

Montag, den 22. April 1929:
Diskussionsabend, Herzog-Max-Straße 3/I; Beginn 20.45 Uhr.

Dienstag, den 23. April 1929:
Kurs wie Dienstag, den 16. April.

Donnerstag, den 25. April 1929:
Fällt wegen des Pesachfestes aus.

Die Freitagabende finden wie bisher Herzog-Max-Straße 3/I statt; Beginn 20.45 Uhr.

Bar-Kochba, München. Am Montag, 15., bzw. Dienstag, 16. April, wird der gesamte Hallenbetrieb wieder aufgenommen. Die Proben für das endgültig am 9. Mai stattfindende Schauturnen werden fortgesetzt. Wir erwarten, daß sich nun unsere Aktiven ihrer Pflicht voll und ganz bewußt sind und regelmäßig den Übungsabenden beiwohnen. Insbesondere machen wir auf die jeweils am Sonntag, vorm 9.30 Uhr, im Lessingsaal, Herzog-Rudolf-Straße 1, stattfindende gemeinsame Schauturnenprobe der Damen- und Herrenabteilung aufmerksam. Die Sonderriege der Herrenabteilung übt wie gewöhnlich in der Turnhalle von TV. 1860, Auenstraße.

Nachfolgend geben wir unseren Stundenplan bekannt:

Sonntag, vormittags 9.30 Uhr: Probe der Damen- und Herrenabteilung im Lessingsaal, Herzog-Rudolf-Straße.
Montag, abends 6 bis 7 Uhr: Mädchenabteilung.
Montag, abends 7 bis 8 Uhr: Damenabteilung 1.
Montag, abends 8 bis 9 Uhr: Damenabteilung 2.
Dienstag, 6 bis 7.30 Uhr: Knabenabteilung.
Dienstag, 7.30 bis 9 Uhr: Herrenabteilung.
Donnerstag, 8 Uhr: Waldlauf der Herrenabteilung, Umkleideraum: Restaurant „Paschquelle", Roecklplatz.

Bar-Kochba, Handballabteilung. Zu der morgen beginnenden Handballrunde haben wir eine Mannschaft gemeldet. Die Wettspiele werden ohne Rückspiele ausgetragen. Sämtliche erste Mannschaften im Kreise Altbayern nehmen an den Spielen teil. Von der Placierung bei der Frühjahrsrunde hängt es ab, welcher Klasse wir zu den Herbst-Verbandsspielen zugeteilt werden. Morgen, vormittags 10.15 Uhr, findet nun das Wettspiel gegen den südbayerischen Meister DSV. auf dem

Sportplatz an der Marbachstraße statt. Voraussichtlich treten wir an mit:

Kornhauser II
Orljansky Helfeld
Jericho Schneuer Reuke oder Felsen
Eisenmann Schuster Dr. Beyer Gröbel Fleischer

Dress: blaue Hose, Handballtrikot; Treffpunkt: 10 Uhr Marbachplatz.

Jüdischer Kulturverein J. L. Perez u. Gesamtausschuß der Ostjuden München. Herr Rabbiner Dr. Leo Baerwald hat die Liebenswürdigkeit, heute, Samstag, den 13. April, abends 9 Uhr, im Lessingsaal, Herzog-Rudolf-Straße 1, einen Vortrag mit dem Thema „Der Humor im jüdischen Sprichwort" zu halten. Wir laden hierzu alle Mitglieder und Gäste herzlichst ein.

Die Vorstandschaft.

Bekanntmachung

Der Gesamtausschuß der Ostjuden gibt hiermit bekannt, daß er seine diesjährige מעות חטים Verteilung am Sonntag, dem 14. April, von 10 bis 12 Uhr, im Vereinslokal, Reichenbachstraße 27, beginnt, ebenso die ganze laufende Woche bis Freitag täglich nachmittags von 3 bis 4 Uhr stattfindet.

Zionistische Ortsgruppe Nürnberg-Fürth

Am Donnerstag, dem 7. März, fand unser zweiter Zyklus-Vortrag statt. Es sprachen die Herren Rechtsanwalt Feilchenfeld als Referent und Dr. M. Nußbaum als Korreferent über „Zionismus und Religion".

An der sehr angeregten Diskussion beteiligten sich Frau Feuchtwanger und die Herren Dr. Liebstädter, Thalmann, Bamberger und Gorski.

Am Sonntag, vormittag, dem 17. März, wurde der neue Film „Frühling in Palästina" hier vorgeführt. Die neuen Bilder von jüdischer Arbeit aus dem jüdischen Land fanden lebhaften Beifall bei der Presse und dem zahlreich erschienenen Publikum. Herr Hans Friedenthal (Berlin) sprach in der Pause kurze, eindringliche Worte über die Bedeutung des Palästinawerkes. Auch der finanzielle Erfolg der Veranstaltung war recht zufriedenstellend.

Zur gleichen Zeit fand in einem zweiten Lichtspieltheater eine Jugend- und Schülervorstellung statt, die von über 300 Jungens und Mädels besucht war. Von dem gewaltigen Eindruck, den die Kinder empfangen hatten, zeugte der starke, nicht endenwollende Beifall am Schluß der Vorstellung.

Am Donnerstag, dem 21. März, fand unsere Generalversammlung statt. Nach Erstattung der verschiedenen Berichte und Erteilung der Decharge wurde folgende Wieder- bzw. Neuwahl vorgenommen:

Dr. Rudolf Liebstädter, 1. Vorsitzender; Franz Steinhardt, 2. Vorsitzender; Harry Bein, Kassier und Schriftführer; Dr. Meinhold Nußbaum, Keren-Hajessod-Kommisar; Bernhard Freimann, Keren-Kajemeth- und Schekel-Kommissar; Dr. J. Bamberger, Referent für Gemeindefragen; Chaim Katz, Vertreter der Ostjuden; Max Gorski, Vertreter des Misrachi; Paul Hamburger, Revisor; Dr. A. Rand, Bibliothekar; Frau Anna Feuchtwanger, Dr. Alexander Singer und Rechtsanwalt Ernst Feilchenfeld, Beisitzer.

Am Donnerstag, dem 28. März, feierten wir im internen Kreise der Ortsgruppe Purim. Ein Schallplattenkonzert mit Platten aus dem „Dybuk", jiddischen Liedern und synagogalen Gesängen eröffnete den Abend. Nach Verlesung einer jiddischen Humoreske von Scholem Alejchem durch Herrn J. Fisch und einiger ernster Worte über Hebräisch von Max Brod durch Frau Feuchtwanger folgte eine amerikanische Versteigerung von gestifteten Spielwaren und sonstigen Gegenständen. Der Erlös hierfür — für den Keren Kajemeth bestimmt — betrug 110 RM.

Spenden-Ausweis

Münchener Spendenausweis
Nr. 20 vom 31. März bis 9. April 1929

Die Firma Jakob Kohn hat in Verbindung mit dem Jüdischen Nationalfonds, München, den Verkauf von Palästina-Weinen übernommen. Durch direkte Einfuhr ist die Firma in der Lage, ihre Abnehmer mit ganz hervorragenden Weinsorten zu sehr günstigen Preisen zu beliefern.

Bäume: Einstein-Wald: Dr. M. J. Gutmann, Fam. Max Jeidel, Gustav Sachs, Frau Ida Jakobowski, Frau Kalter, Dr. Martin Holzer, Fam. M. Lieber 7 Bäume 42.—; Fam. Königsberger, N. N. je ½ Baum 6.—; Herr und Frau Dr. B. Weiß danken allen Freunden und Bekannten für die Glückwünsche anläßlich der Barmizwah ihres Sohnes 5 Bäume 30.—.

VJSt.-„Jordania"-Garten: VJSt. „Jordania" gratuliert seinem lieben AH. Dr. Erich Kretschmer und Frau zur Barmizwah des Sohnes 1 Baum 6.—; der AH.-Bund seinem 1. Con-Philister Dr. Erich Kretschmer und Frau desgleichen 1 Baum 6.—.

Purimspenden: Dr. M. Deutsch 2.—; S. Weil 3.—; S. Gröger 1.—; Th. Mendle 1.—; A. Haymann 1.—; Geh.-Rat Prof. Dr. Frankenburger 2.— = 10.—.

Büchsen. Geleert durch Jaki Renka: Oskar Wainschel 2.70; S. Apfel 1.—; Max Feder 2.79; N. Tuchmann 1.14; Frau Schindel 1.54; W. Schapira 1.06; N. Sturm 2.36; Büchsen unter einer RM. 1.34 = 13.93.

Allgemeine Spenden: Familie Glasermeister Böhm gratuliert Herrn und Frau Schl. Monheit zur Geburt der Tochter (unlieb verspätet) 1.—. Summa: 114.93.

Gesamtsumme seit 1. Oktober 1928: RM. 4466.43.

Berichtigung vom Ausweis Nr. 19

Sarah Reich s. A.-Garten: Jakob Reich anläßlich Purim statt RM. 24.— RM. 25.—.

Spendenausweis des Nürnberger Büros
vom 5. April 1929

Spendenbuch: Frau Anna Hirschmann anläßlich Barmizwah ihres Sohnes 10.—; durch Rosi Birnbaum (Fürth), Richard Spear und Frau anläßlich Geburt ihres Sohnes 10.—.

Büchsen: Adolf Reif 16.85.

Wertzeichen: Sigmund Hamburger ein Telegramm —.58.

Imi-Tasche: Rosi Birnbaum (Fürth) 2.28.

Bäume für Einstein-Wald: Erlös einer amerikanischen Versteigerung anläßlich einer Purimfeier 110.—. Summa: 149.71.

Seit 1. Oktober 1928 aufgebracht: RM. 3559.07.

MAX ADLER
RECHA ADLER
geb. Kottek
Vermählte

Bad Homburg, den 14. April 1929

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Ignaz Emrich, Diplomvolkswirt, München, für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Plinganserstraße 64, München.